

Jahrg. 3.

Watertown, Wis., Februar 1, 1868. (Ganze No. 47.) No. 11.

Brief an Peter.

Also ist es doch wirklich mit Dir dahin gekommen, daß Du nun nicht mehr unser Glaubensbruder bist? — Thut mir herzlich leid um Dich, mein lieber Peter, daß Du Dich so leicht hast verführen lassen. Was mich aber noch am empfindlichsten berührt, das ist der Umstand, daß ich sehen muß, wie Du in dem traurigen Wahne Dich befindest, als sei Deine Wiedertäuferi wirklich das Reich Gottes, oder das Einzige, was einen Menschen in Ewigkeit glücklich machen könne.

Aber dieser unglückselige Wahn verschleht immer mehr Dein Herz gegen jede anderweitige Belehrung in einem solchen Maße, daß auch die schlagendsten Gegenbeweise aus Gottes Wort bei Dir nichts auszurichten vermögen.

Zwar schreibst Du in Deinem Briefe, Du wärest gerne bereit, die Gedanken fahren zu lassen, als sei Gott mit Dir, wenn ich nur im Stande wäre, Dein Wort zu widerlegen. Allein so Hoffnung machend dies auch klingt, so sehe ich mich doch genöthigt, zu erklären, daß ich auf eine derartige Ehre, Dich widerlegt zu haben, schon von vorne herein verzichte. Doch darfst Du das etwa nicht so verstehen, als wollte ich Deiner Wiedertäuferi damit irgend welches Zugeständniß machen, oder als sähe ich es nunmehr schon selber ein, daß Deine Wiedertäuferi eine göttliche Sache sei, und daß Dein Brief unwiderlegbar sei. Nein, mein lieber! so weit sind wir noch lange nicht. Im Gegentheil muß ich Dir offen gestehen, daß ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß Du nicht selber schon eingesehen, wie derselbe einer Widerlegung von meiner Seite gar nicht einmal werth. Enthält er doch auch nicht das Geringste, was Deine Sache auch nur von Ferne stützen könnte. Außerdem ist es ja aber eine weltbekannte Thatsache, daß Ihr Wiedertäufer nur solche Stellen aus der heiligen Schrift für göttliche Wahrheit zu halten scheint, die scheinbar für eine Sache günstig sind während Ihr für alle andern, die derselben widersprechen, kein Ohr habt. Was eurer Sache entgegen ist, muß falsch sein, und verkündigt es Gott Euch direkt vom Himmel herab.

Daß ich hier aber nicht zuviel sage, dafür bist Du mir ja selber Bürge. Erinnerst Du Dich noch unserer letzten Unterredung in meinem Hause? Wie wüthst Du mir da aus oder widersprachst selbst den klarsten Stellen der heiligen Schrift, wenn sie das Gegentheil von dem aussagten, was Du Dir von den Wiedertäufern hattest einreden lassen? Und wenn ich Dich dann fragte, warum Du solchen Stellen widersprachst oder nicht beipflichten wollest, was gabst Du mir da für eine Antwort? Nicht wahr sie lautete stets so: „Ich sehe es ja mit meinen natürlichen Augen, daß dem nicht so sein kann, wie dort steht.“ Und weiter brachtest Du gar nichts. Steht nun aber die Sache also, dann begreife ich in der That nicht, wie Du auch nur dazu kommst, mich aufzufordern,

Dich aus Gottes Wort zu widerlegen. Nein, mein lieber Peter! Wer aus Gottes Wort widerlegt sein will, von dem findet man billig, daß er sich vor allen Dingen selbst unbedingt unter die Aussprüche desselben beuge, und seine Beweise nur aus demselben schöpfe. Thut er dies nicht, so hat man gerechten Grund, ihn für einen Schalksknecht zu halten, dessen Hochen auf Gottes Wort nichts weiter als eine Maske ist, hinter welcher er seine Gottlosigkeit zu verbergen sucht, um Einfältige zu täuschen.

Da es Dir jedoch nicht angenehm zu sein scheint, wenn ich auf Deine Sache näher eingehe, so soll es sicher an mir nicht fehlen, auch wenn, wie gesagt, davon weiter nichts zu hoffen steht. Ist doch die ganze Sache, die ich verteidigen soll, nicht meine, sondern meines Gottes, dessen Wege aber gar wunderbar sind, und dem es ein Geringes ist, durch sein Wort auch da noch Hilfe zu schaffen, wo sonst keine mehr zu erwarten steht.

Was Deinen Brief betrifft, so erzählst Du in demselben zunächst mir ein Langes und Breites von dem, wie Du früher gestanden, und was Du Dir damals eingebildet. Sodann theilst Du mit, wie Du jetzt siehst und was Du jetzt glaubst, d. h. Dir einbildest. Endlich kommst Du gar mit ein paar alten Weibern angezogen, um auch deren Einbildung mitzutheilen, und dann sagst Du ganz dreißt hierzu, als verstände sich das schon so ganz von selbst, daß die Einbildungen der letzteren Leute untrügliche Wahrheit seien. Hieraus sehen wir, wie der Spruch zu verstehen ist: Wer da glaubt und getauft wird u. s. w. Mein liebster Peter! Glaubst Du denn wirklich, daß wir von dem, was Du und ein paar alte Weiber Euch eingebildet, oder noch einbildet, so hohe Achtung bekommen werden, daß wir deswegen sofort unsere Taufe, durch die uns der gnadenreiche Gott schon in unserer Kindheit von unsern Sünden gewaschen, und durch die er damals schon mit uns einen Bund gemacht, als wir noch gar nicht wußten, wie traurig unsere Lage eigentlich sei, verachten und als Pfaffenwerk lästern werden, wie Du und Deines Gleichen? Nein mein Lieber! Das sind denn doch ein wenig zu dicke Nosißen, welche Du Dir da in den Kopf gesetzt hast. So leichten Kaufes geht die Sache bei uns nicht.

Daß Deine Sache aber nichts weiter ist, als pure Einbildung, liegt klar auf der Hand. Oder soll ich Dir das noch erst beweisen? Wohl an ich will es thun. So behauptest du ja: „Die Taufe sei gar nichts weiter als eine Anzeige dessen, daß man sich von der Gemeinschaft der Ungläubigen getrennt habe und zur Gemeinschaft der Gläubigen getreten sei.“ Nun sag doch ein Mal: Wo denn in aller Welt hast du doch so etwas in Gottes Wort gefunden? — Was die heilige Taufe ist, oder was sie nicht ist, das kann doch nur der bestimmen, der sie verordnet und eingesetzt hat, nämlich Gott selbst. Und wo dann oder in welcher Stelle der heiligen Schrift hat er denn er-

klärt, daß die heilige Taufe das sei, wofür du sie halten zu müssen glaubst? — Bringe mir auch nur eine Stelle der Schrift, wo das, was Du sagst mit klaren dünnen Worten enthalten ist, und — mein Wort darauf! — ich lasse von heute ab kein Kind mehr taufen, ja will der erste sein, der zu Euch kommt, sich von Euch unterweisen und: „taufen“ läßt. Was meinst Du zu dieser Sache? Könntest Du auf diese Weise nicht ganz vortreffliche Geschäfte machen? — Aber ich büрге Dir dafür, in alle Ewigkeit wirst Du auch nicht eine Schriftstelle finden, die so was besagt. Ist aber das letztere der Fall, wie er es ja ist, nun so habe ich dann nur diese eine Bitte, nämlich: Sei doch so gut, und gestehe Dir nun selber ganz ehrlich und offen ein, daß es mit Deiner ganzen Wiedertäuferi nichts weiter ist, als lauter Einbildung, und daß Du heute noch viel übler berathen bist, als damals, als Du noch mit uns Gottes Wort hörtest und Dir, wie Du jetzt meinst, andere Dinge einbildetest.

Doch! — ich gebe zu, Euer wiedertäuferisches Schauspiel, was die Eurigen ja auch in hiesigem Flusse zuweilen zur Befügung des Böbels aufzuführen und mit dem Namen „Tauschen“ bezeichnen, mag allerdings als eine „Anzeige“ von irgend etwas angesehen werden, aber freilich nicht als eine Anzeige dessen, daß sie von der Gemeinschaft der Ungläubigen zur Gemeinschaft der Gläubigen getreten seien, sondern gerade umgekehrt dürfte es Anzeige dessen sein, daß jeder, der sich tauchen läßt, von der Gemeinschaft derer, die Gottes Wort in Ehren halten, und somit Gott mehr glauben, als ihrer eigenen Vernunft, abgetreten, und zur Gemeinschaft derer übergetreten sei, die Gott in seinem Worte zum Lügner machen, d. h. zur Gemeinschaft der Ungläubigen und Gotteslästerer. — Und nun erlaube mir, daß ich Dir nachweise, wie Ihr Wiedertäufer wirklich das seid, wofür ich Euch hier ausgegeben habe, nämlich Ungläubige und Lasterer Gottes und seines Namens. Zuvor sage mir, was hältst Du von einem Menschen, der dem klaren Worte Gottes widerspricht und gerade das Gegentheil von dem lehrt, was in demselben steht? Ist ein solcher ein Gläubiger oder ein Ungläubiger, ein Berehrer oder ein Lasterer Gottes? Nicht wahr? Das ist ein Ungläubiger und Lasterer?

Steht dies eben fest, so wird meine Aufgabe darin bestehen nachzuweisen, daß Ihr wirklich dem Worte Gottes aufs entschiedenste widersprecht. Wir fangen mit Hebr. 11, 1 an, wo der heilige Geist durch den Mund des Apostels also spricht: — „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet.“ Was besagen diese Worte oder was ist der Sinn derselben? Nicht wahr? — sie enthalten eine Beschreibung dessen, was die heilige Schrift Glauben nennt, und ist in demselben zweierlei ausgedrückt, nämlich erstens: was der Glaube an sich sei, und sodann zweitens: mit was für Dingen er sich besonders befaßt. (Fortsetzung folgt.)

Achtzehn Jahre in Ostindien.

Von J. Dettloff Prochnow.

(Fortsetzung.)

Es ist höchst interessant, zu sehen, wie das phantastische Volk der Hindus von den verständigen Engländern, die es beherrschen, sowie von dem Christenthum berührt wird. Das orientalische Volk, das nichts Festes, Positives kennt, sich ganz von seiner Einbildung leiten und regieren läßt, wird jetzt von dem Charakter eines logisch durchgebildeten, auf festen historischen Ideen ruhenden occidentalischen Volkes regiert und influencirt. Historische Beweise kann der Hindu gar nicht fassen und schätzen, überhaupt gelten ihm Beweise gar wenig, da er in lebendigen Bildern und Anschauungen lebt. Es giebt unter allen Völkern kaum ein zweites, was so reich begabt ist von Natur, wie der Hindu. Der Hindu hat einen Ernst und Eifer, eine Receptivität und Passivität, eine Hingabe an einmal Erfasstes, die ihres Gleichen sucht. Durch ihre Religion aber sind alle diese herrlichen Anlagen zerrüttet, ausgeartet und verzerrt. Ergreifen und durchdringen aber vom Christenthum und veredelt durch dasselbe würde ein Volk daraus hervorgehen, das, ich möchte sagen, unübertroffen von allen christlichen Völkern dastehen würde, wenn es auch nie ein starkes, kräftiges und männliches Volk werden wird, woran schon das Klima und die Lebensart hinderlich ist.

Und das Christenthum muß siegen und wird siegen, ja das Morgenroth dämmert bereits, es will uns scheinen, als wenn ein unermesslicher Fortschritt durch die letzte Militär-Rebellion bewirkt worden. Schon vorher während der letzten 18 Jahre hat sich der Zustand und die Denkweise des Hindu gänzlich verändert; wie oft brüstete man sich und sagte: wie könnt ihr Wenigen, ihr Ausländer hoffen, hier für immer zu bleiben und das Land zu beherrschen, euch in einer Nacht zu tödten wäre uns ja ein Kleines und ein Leichtes. Jetzt haben sich Hunderttausende wohl eingezercirter Soldaten erhoben wie Ein Mann, und haben es nicht vermocht, 20- bis 30,000 Ausländer, des Klimas ungewohnt, in der Sprache ungenüht, zu vertilgen; wenige vereinzelte Europäer haben Thaten ausgeführt, denen in der ganzen Weltgeschichte, mit Ausnahme der Heldenthaten im alten Bunde, nichts an die Seite zu stellen ist. Noch nach Jahrhunderten werden diese Thaten Staunen und Bewunderung erregen. Das Land ist getränkt mit vieler Christen Blut, und das Blut der Märtyrer ist ja, wie wir es wissen, die Aussaat der Kirche, die eine reiche Ernte verspricht. Der Einfluß des Christenthums, stille und ungesehen, ist doch ein bedeutender gewesen, die Heiden erkennen das Hohe und Edle, ja das Ueberirdische desselben an, auch wenn sie keinen Muth haben, die Kaste zu brechen und es öffentlich anzunehmen. Die Proclamation der Königin, worin sie frei und offen bekennet, daß sie die christliche Religion für die wahre hält, daß sie ihr Herzenssache ist, und sie sich der Tröstungen derselben für ihr Herz erfreut, hat auch einen gewaltigen Eindruck auf die Eingeborenen gemacht. Es erkennen ferner die höchsten englischen Beamten, die sonst von den Bestrebungen Derer, die das Christenthum beförderten, sich ganz ferne hielten oder häufig wohl gar sich feindselig gegen sie bezeugten, wie wenig sie ihren heidnischen Beamten Glauben und Vertrauen schenken konnten, und daß nur denen zu trauen sei, die dem Worte der Wahrheit folgen; denn wie kann man solchen Menschen trauen, die in ihrer eigenen Sprache nicht einmal ein Wort für Dankbarkeit besitzen, eben, weil sie keinen

Begriff dafür haben, die durch ihre Religion so verdorben sind, daß sie Reinheit des Herzens und Keuschheit des Wandels gar nicht einmal kennen, denen Lug und Trug und Heuchelei für Tugenden gelten, Offenheit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit aber Laster sind wo der Vater dem Sohne nicht trauct, noch die Tochter der Mutter! Unendlich viel ist schon damit gewonnen, daß im Munde des Volkes ein Sprichwort geht: Ek sahib, ek bat — ein Engländer (Europäer) ein Wort — d. h. allein auf des Europäers (Christen) Wort kann man sich verlassen. Hierauf weist man sie hin, wenn man ihnen das Wort vom Kreuz predigt, und sagt: Sehet, das ist Folge unserer Religion. Ferner: Was für eine Ruhe und Sicherheit herrscht jetzt in eurem Lande! Damals wie eure eigenen Könige über Euch herrschten, nach den Vorschriften eurer eigenen Religion, die ihr für wahr haltet, konntet ihr in eurem eigenen Lande nicht 10 Meilen weit reisen, ohne in Gefahr zu sein, geblindert und gemordet zu werden; jetzt könnt ihr reisen vom Himalaya bis zum Kap Comorin, und keiner belästigt euch und hindert euch, keiner fragt: Wie viel Zähne hast du im Munde? d. h. wie viel Geld hast du in der Tasche? oder wo kommst du her? wo willst du hin? was ist dein Geschäft? Tag und Nacht kannst du ungehindert das Land der Länge und Breite nach durchreisen. — Diese allgemeine Wohlthat der Ruhe, diesen ungestörten Frieden erkennt jeder Hindu an, sogar der Brahmanie, der alle anderen Wohlthaten, die durch die englische Oberherrschaft über Indien verbreitet worden, ganz ablenget. Es kommt nicht selten vor, daß wenn man vor einer großen Versammlung der Hindus predigt, ein Brahmane aus der Mitte derselben hervortritt und sagt: Du unreiner Ausländer, was redest du von Tugend und Gerechtigkeit, von Reinheit und Heiligkeit: Ihr Engländer (Europäer) seid Alle unrein, habt gar kein religiöses Verdienst, gar keine gerechten Werke aufzuweisen. Nachdem man ihnen auseinandergesetzt hat, was gerecht und gut ist in den Augen Gottes, nämlich nur allein die Gerechtigkeit Christi, die wir im Glauben uns anzueignen haben, und was gut und gerecht ist vor den Menschen, Werke der Liebe und des Erbarmens, erzählt man ihnen von dem Zustande der Zerrüttung und der Greuelthaten, worin die Engländer ihr Land fanden zu der Zeit, wie sie es nach und nach eroberten, und von den wohlthätigen Anstalten und Liebeswerken, die sie nach und nach eingeführt haben, und fragt sie: Wer hat die Hospitäler erbaut für Blinde und Aussätige, die Häuser für Kranke und Leidende? Dadurch, erwidert der Brahmane, haben sich die Engländer kein religiöses Verdienst erworben, sondern den Fluch Gottes auf sich geladen, denn diese Aussätigen und Blinden und Kranken liegen unter dem Fluch Gottes, und wer sich ihrer annimmt und sie verpflegt, macht sich desselben Fluches theilhaftig. Man erwidert: Wenn du nun hent erblindest und krank wirst, und dein Sohn stößt dich aus dem Hause, und behandelt dich als einen Verfluchten, würde dir das gefallen, und wäre das recht? Darauf antwortet der Brahmane: Aber warum hat Gott so viel Leiden und Krankheit in die Welt geschickt? Antwort: Darum, daß du und ich, die wir gesund sind, Barmherzigkeit üben.

Nur allein die Wahrheit des Christenthums, das Licht der Welt, kann die Lüge des Heidenthums, die Finsterniß des Menschenherzens vertreiben, sie wird es auch in Indien.

Haben wir bisher unter den Hindus immer noch nicht von großartigen Erfolgen der Predigt des Wor-

tes Gottes zu rühmen, so sind die bisher gemachten Erfahrungen unter ihnen doch keineswegs entmutigend. Während der letzten 18 Jahre haben sich die Missionsstationen bedeutend vermehrt durch ganz Indien, und die Gemeinden der Eingeborenen vergrößert. Außer den Hindus aber giebt es noch andere Völker und Volksstämme, die bei der Einwanderung der Brahmanen theils unterjocht, theils in die Gebirge und Urwälder zurückgedrängt wurden, und von der Civilisation der Hindus verhältnißmäßig ferne geblieben sind, sowie auch von ihrer Religion. Zu diesen gehören die Coles, (Kohls) die auf einer 3000 Fuß hohen Gebirgskette, etwa 35 Meilen nordwestlich von Calcutta, auf dem rechten Ufer des Ganges wohnen und sich von Akerbau nähren. Unter ihnen wirken Gopner's Missionare seit nunmehr 15 Jahren. Während der ersten 7 Jahre sahen sie wenig Frucht, und fürchteten, ihre Arbeit würde vergeblich sein; siehe, da fing es plötzlich an, sich unter ihnen zu regen; Mehrere kamen, die sich taufen ließen; trotz aller Verfolgung und Marter blieben die Christen nicht nur treu, sondern die Bewegung nahm zu und vor dem Ausbruch der großen Militär-Rebellion zählten die Missionare schon Christen in mehr als 50 Dörfern, etwa 3000 an der Zahl. Da brach der Sturm aus, Alles wurde zerstört und vernichtet, die Missionare mußten fliehen, und retteten mit großer Gefahr ihr Leben, die Gemeinde suchte Schutz in den Wäldern, Einige wurden ergriffen und litten viele Martern und Qualen von den Feinden und Verfolgern; aber Alle blieben treu, auch nicht Einer verleugnete die Wahrheit. Der Sturm entlud sich unerwartet schnell, aber schrecklich; wie er vorüber war und die Ruhe hergestellt, da kehrten die Missionare zurück auf ihre Posten, um die zerstreute Gemeinde wieder zu sammeln, und siehe, noch ist kein Jahr vergangen, und statt 50 Dörfer, haben sie Christenfamilien in 260 Dörfern. Nun gilt es, Prediger und Schullehrer, Seminare anzulegen, um die Tüchtigsten aus den Befehrten zu Erziehern und Predigern ihres eigenen Volkes heranzubilden. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Nachrichten aus Deutschland.

Österreich. — Hier bereitet sich ein schwerer Schlag für den Papst vor. Es geht alles darauf hinaus, daß das Concordat (Vertrag mit dem Papste über seine Rechte in Oesterreich) von 1855 aufgehoben werden soll. Für den Grafen Crivelli, welcher noch vor Weihnachten vergangenen Jahres nach Rom als Gesandter gereist ist, wurde in einer Ministerathsitzung vom 7. Dezember v. J. eine Instruktion ausgearbeitet, in welcher der Kaiser von Oesterreich erklärt, daß er von dem mit dem Papste geschlossenen Vertrage entbunden zu werden wünsche. Wolle der Papst ihn nicht entbinden, so würde die Oesterreichische Regierung hinfür die Gesetzgebung ohne Rücksicht auf das Concordat walten lassen. — Auch eine ungeheure Adresse, in welcher die Aufhebung des Concordats verlangt wird, ist am 7. Dezember an das Oesterreichische Abgeordnetenhaus übergeben worden. Die Adresse, zwei stattliche Bände in rothem Pracht-einband, ist mit 41,324 Unterschriften versehen. Es haben unterschrieben: 123 Adlige, 333 Militärs, 1117 Doktoren der Rechte und Medizin, 1604 Schriftsteller und Künstler, 2958 Kaufleute, 3442 Hausbesitzer und Privatleute, 6593 Beamte, 25,154 Gewerbetreibende. — Außerdem laufen noch täglich Petitionen um Aufhebung des Concordats beim Abgeordnetenhaus ein. Sogar einige Gemeinden aus Tyrol haben Adressen übergeben; so Innsbruck eine mit 1 017 Unterschriften.

Wunderähuliche Gaben. Von Zeit zu Zeit stehen Personen auf, welche Krankheiten ohne natürliche Mittel, bald durch Gebet, bald durch Handauslegung in einer solchen Weise heilen, daß man dabei an die wunderbaren Gnadengaben der heiligen Schrift gedacht hat. Aus der jüngsten Zeit sei nur an die Jungfer Trudel in der Schweiz, deren Werk Zeller fortsetzt und an den bescheidenen Blumhardt erinnert, der übrigens nicht mehr Heilungen verrichtet. Mit Blumhardt wurde früher ein Mann in Frankreich zusammengestellt, der seine Thätigkeit in anderer Weise an Gefangenen erwies. — In diesem Jahre ist in Paris viel die Rede gewesen von einem Bouaven, Jakob. Seine Heilungen sind so gut verbürgt als irgend welche. Mehrere Tage vor seiner jedesmaligen Ankunft in Paris wurden 1000 bis 2000 Einlaßkarten ausgegeben und im Nu vergriffen, denn Stadt und Land strömte hinzu. Mancher küßte den Saum seines Rockes oder seine Hand, und Alle sahen in ihm einen Engel Gottes. Sein Heilverfahren besteht darin, daß er 18 Personen in einem kleinen Zimmer versammelt und ihnen mit strengem Blick Stille gebietet. Denn nur mit dem Blicke heißt er, wie er Jedem seine Krankheit ansieht. Den an Krücken Gehenden befiehlt er, die Krücken wegzuworfen und zu ihm zu kommen, und nur Einzelne entläßt er als unheilbar, da diese nicht in sein Fach schlugen (!). Bei jeder Anwesenheit werden mehrere Hunderte geheilt. Viel Nusschen hat die Heilung des lahmen Generals Forey gemacht, der wirklich nachher die Treppe hinaufsteigen konnte. Seinen Zuhörern empfiehlt er, gut zu essen und zu trinken, weder Wasser noch Selterwasser und vor allen Dingen kein Bier zu trinken. Geld nimmt er nicht, und er hat große Summen an seine Scheitlen zurückgestellt. Wie soll man die Sache verstehen? Thut es die stille Gebetkraft oder die wunderbare Gnadengabe? Der Bouave Jakob, von Geburt ein Jude, glaubt an keinen Gott, spricht über Alles was Religion heißt, mit Verachtung und Haß, und lebt wie er glaubt.

So weit ein deutsches Blatt. Nach dem, was uns in den letzten Zeilen über den Mann gesagt wird, wird man wohl irgend wo anders, nur nicht in Gebetkraft und Gnadengabe die Heilungskraft des Bouaven zu suchen haben. Gott will allein im Namen Christi gebeten sein und auch nur um Christi willen geben. Trifft alles zu, was oben von dem Haß des Bouaven gegen Religion überhaupt, also auch gegen Christum gesagt ist, so wird man seine Heilungswunder kaum anderen als satanischen Kräften zuschreiben haben.

Gellert's Kriegsabenteuer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gellert hatte vom Fenster so viel erspäht, daß dem Ochsenjungen sein pfliffiges Manöver gelungen war, and theilte den Damen mit, er habe Hoffnung, daß binnen Kurzem Hilfe erscheinen werde. Diese kam auch noch zeitiger, als er es selbst zu hoffen wagte. Es war gegen Abend, und die Notta war immer noch beschäftigt, die starke Kellertür zu sprengen, als eine der Wachen ankündigte, es reite eine Cavallerieparouille mit einem höheren Offizier an der Spitze in starkem Trab auf das Schloß los. Der Wachtmeister sammelte sogleich seine Leute, und ließ sie vor dem Hofthor antreten, da es nichts Ungewöhnliches war, daß die vorgeschobenen Posten von Zeit zu Zeit inspiciert wurden. Einige seiner Soldaten postirte er im Innern an die Hofthür des Schlosses, und gab scharfen Befehl, keinen der Eingeschlossenen herauszulassen,

damit sie sich nicht um Hilfe an den Offizier wenden könnten. Allein er mußte bald erkennen, wie unnütz seine Vorsorge gewesen war. Der Rittmeister befahl ihm sogleich, sein Seitengewehr abzugeben und als Gefangener mit einigen Zietzen'schen Husaren sich in's Hauptquartier zu versetzen. Er habe durch sein Benehmen die königlich preussische Uniform aufs schändlichste verunehrt und werde vor ein Kriegsgericht gestellt und scharf bestraft werden. An die Mannschaft hielt er eine donnernde Rede und befahl ihnen, sich ohne Verzug zu ihrem Regimente zu begeben und des Weiteren zu gewarten. Zu einer Vertheidigung würden sie gar nicht gelassen, das Oberkommando sei von ihrem pflichtvergessenen Benehmen hinlänglich in Kenntniß gesetzt. Mit gesenkten Häuptern marschirten sie ab, und konnten sich gar nicht erklären, wie es trotz ihrer Wachsamkeit gelungen, eine Kundsche in das Hauptquartier zu bringen; auf den pfliffigen Ochsenjungen versiel Keiner, denn er hatte sich wohlweislich eine Strecke von dem Schlosse entfernt von den Husaren weggeschlichen, und tanzte, als sie abzogen, ganz wie früher im Hofe umher, als ob er nicht aus dem Schlosse gegangen sei.

Die beiden Offiziere ließen hierauf ihre Husaren in den Schloßhof reiten, und stiegen ab. Gellert öffnete ihnen die Thür, und dankte aufs Herzlichste für ihre Bereitwilligkeit zu so zeitgemäßer Hilfe. Er stellte sie als seine Freunde den Damen vor, die sich der neuen Sicherheit innig erfreuten. Das Leben im Schlosse gestaltete sich nun äußerst freundlich und gesellig; die beiden Krieger waren, wenn sie nicht der Dienst abhielt, stets in der Gesellschaft der Damen, und Gellert ließ sich gern das Versprechen abnehmen, auch unter diesen veränderten Umständen noch länger Gast der freundlichen Wirthin zu sein.

Der Abzug der Truppen war bestimmt, nur noch zwei Tage sollten die Husaren in Bonau bleiben. Da ein wunderschöner Mainachmittag die freundliche Gegend beleuchtete, entschloß sich die Gesellschaft, einen Spaziergang in das nahegelegene Fasanenholz zu machen. Rittmeister A. . . . ging mit den beiden Damen voraus, Gellert folgte mit dem jungen Grafen Dohna in einiger Entfernung nach.

Apropos, sagte Gellert zu seinem Begleiter, Sie haben mich in Leipzig, Ihnen eine junge Dame zu nennen, welche der schwedischen Gräfin, oder dem guten Lötchen in den zärtlichen Schwestern gleiche; was meinen Sie, junger Freund, sollte nicht Fräulein Bertha auf diese Ehre Anspruch machen können? Gewiß, entgegnete lächelnd der Offizier, nur hilft das mir nichts, ich kann davon nicht profitieren. Warum nicht? fragte Gellert, soviel ich weiß, ist Herz und Hand noch frei.

Möglich, erwiderte der Graf, und doch ist mir durch die Ehre geboten, mich aller Annäherung an sie zu enthalten.

Wie so?

Mein Kamerad A. . . . hat mich gestern in's Vertrauen gezogen, daß die junge Dame einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er die ernstliche Absicht habe, sobald der Krieg beendet sei, ihr Herz und Hand anzubieten.

Ah so! lieber Graf, da sind Sie allerdings brach gelegt!

Nun hoffentlich giebt es doch wohl mehr Mädchen, die Ihrem Gemälde weiblicher Jugend gleichen, und sollte nicht auch mir der Himmel das Loos, einer solchen theilhaftig zu werden, beschieden haben? Jung bin ich noch, und kann's abwarten.

Gewiß, sagte Gellert; und wenn meine aufrichti-

gen Wünsche für Sie etwas vermögen, so soll das Glück Ihnen zu Theil werden.

Als Gellert nach Hause kam und sich ein wenig in seine Stube zurückgezogen hatte, bat ihn ein Feldwebel, den ihm die beiden Offiziere zu seiner persönlichen Bedienung ganz besonders überlassen, um die Erlaubniß, ihm eine für sein Leben wichtige Frage vorlegen zu dürfen, er habe ein ganz großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Gellert gestattete es ihm gern, und der Feldwebel erzählte ihm nun, er sei der Sohn eines Feldscherers aus Westland, und in seiner Jugend eigentlich zum Studiren bestimmt gewesen. 1780 sei er im Dessauischen auf der Post gefahren und mit Gewalt von den Werbem des verstorbenen Königs von Preußen seiner ansehnlichen Statur wegen zum Soldaten gepreßt worden. Und doch, sagte er, habe ich von Jugend auf einen solchen Abscheu vor dem Soldatendienste gehabt, und obwohl ich in russischen Diensten hätte Offizier werden können, mich doch nie zum Eintritt in die Armee entschließen können. Nun habe er schon beinahe 30 Jahre in diesem ihm verhaßten Stande gelebt, aber seine Neigung treibe ihn mächtig dazu, zu desertiren und sich einen andern Beruf zu wählen. Was meinen Sie, Herr Professor; ich bin dem Könige von Preußen doch gar nicht zum Dienst verpflichtet; er hat mir mit Gewalt seine Uniform aufgezwungen, ist ein solcher Eid wohl bindend? Wäre ich nicht in meinem Rechte, wenn ich solcher aufgezwungenen Dienfbarkeit mich durch die Flucht entzöge?

Gellert setzte ihm hierauf liebreich auseinander, daß ihm allerdings bitteres Unrecht geschehen sei, aber er habe es als eine Schickung Gottes anzusehen, und sei auch durch den abgezwungenen Eid an seinen Dienst gebunden. Er solle sich nicht durch einen Bruch desselben, abgesehen von den Gefahren, die eine solche Dejection mit sich bringe, um seine Gewissensruhe betrügen. Halten Sie den Krieg geduldig aus, und kommen Sie dann ehrlich und offen um Ihren Abschied ein, das wird Ihnen größeren Segen bringen!

Das sagt mir mein Gewissen auch, und ich habe mich deshalb nie dazu entschließen können, sagte der ehrliche Kerl; ich danke Ihnen, daß Sie mir's so faßlich auseinander gesetzt und verspreche Ihnen, nicht mehr daran zu denken.

Die letzte Zeit des Weisammenweins verfloss noch in ungestörtem Frieden, und mit Bedauern sahen Alle die Abschiedsstunde herankücken. Aber die Armee brach gegen Böhmen auf, und die beiden Offiziere mußten scheiden. Den Tag darauf begab sich Fräulein Bertha nach ihrem Gute zurück, und jetzt dachte auch Gellert ernstlich an seine Rückkehr nach Leipzig. Dem treuen Ochsenjungen wirkte er noch eine namhafte Belohnung von seiner Herrin aus. Dem ehrlichen Feldwebel hatte er selbst eine solche geben wollen, da aber dieser beharrlich sich weigerte, Geld von ihm zu nehmen, so ließ er sich von Frau von Bedwitz ein Exemplar seiner Werke geben, mit dem Versprechen es ihr zu ersetzen, und schenkte es ihm zum Abschiede. Das nahm er auch mit sichtbarer Freude an.

Als Gellert nun mit seinem getreuen Bödicke auf dem Heimwege im Wagen saß, da sprachen sie mit Dank und Freude die verlebte Zeit noch einmal durch. Ich sehe doch, sagte er zu seinem Kamulus, daß ich noch nicht ganz und gar unnütz auf der Welt bin; wer hätte geglaubt, daß ich dazu ausersehen wäre, zwei lebenswürdigen Damen in dieser gefährlichen Zeit Schutz und Hilfe gewähren zu können.

Gellert kam glücklich in Leipzig an, aber noch über ein Jahr hatte er an den Folgen dieser Reise zu leiden. Statt die gehoffte Erholung zu finden, hatte er durch die Aufregung alle seine krankhaften Zustände gesteigert, und wurde daher noch oft wider Willen unangenehm an seine kriegerischen Abenteuer erinnert. Doch können wir noch zum Schluß berichten, daß sie ihm auch auf erfreulichere Weise hin und wieder in's Gedächtniß zurückgerufen wurden, theils durch die dankbaren Briefe seiner beiden lebenswürdigen Schüllinge, theils durch damit im Zusammenhange stehende Begebenheiten.

Der Friede war geschlossen und Gellert war wieder mit seinen academischen Beschäftigungen in stillem Geleise. Im September 1763 erblickte er in seinem Colleg über Moral ein fremdes und ihm doch wohlbekanntes Gesicht, ohne daß er sich entsinnen konnte, wo er ihm schon begegnet. Nach Beendigung der Vorlesung faßte der Unbekannte ihn im Vorzimmer ab, und stellte sich ihm als sein Feldwebel aus Bona vor. Verzeihen Sie, sagte er, Herr Professor; ich habe nun drei und dreißig Jahre gedient und meinen Abschied ehrlich bekommen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir damals den guten Rath gaben. Jetzt bin ich auf dem Wege, in mein Vaterland Biesland zurückzukehren, und habe die fünf Meilen Umweg nicht gescheut, um Sie noch einmal zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn solche Dankbarkeit bei Ihnen verdient?

Das wissen Sie, Herr Professor, und namentlich bin ich Ihnen dankbar für Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 kannte, die aber seit der Zeit, daß ich sie von Ihnen geschenkt erhalten, meine täglichen Begleiter gewesen sind. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Ach, das sei Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, wie gut ich's meine, und wie ich mich freue, Sie zu sehen.

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen; und ich danke Ihnen für ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genügt, so will ich Gott danken und mich freuen, daß sie Ihnen genügt haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie so viel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

Ich bringe nichts als meine Freiheit zurück, aber ich finde noch so viel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren noch gesund; und wie oft hat mich Gott nicht im Kriege beschützt und erhalten! So wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Affaire bei Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen, oder war es noch länger? auf einem Schlitten liegend nichts gehabt als ein Stück Commisbrod, an dem ich kante, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, vor den Mund hielten. Und doch erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Doktors fiel, der mich (ich war von hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniekehle steckte die Kugel und ich litt schreckliche Schmerzen) curirte und mir nachher während meiner Gefangenschaft einen freien Zutritt in sein Haus verstatte. Damals habe ich Ihre Schriften wohl zwanzigmal durchgesehen. Und meine Kameraden und meine Wirthsleute, der gute Doktor, haben sie mit mir gelesen, und sich so in sie verliebt, daß ich beinahe genöthigt gewesen wäre, bei meiner Auswechselung Ihr werthes Geschenk dort lassen zu müssen, so haben sie. Aber ich hab's ihnen nicht gelassen, ich hab's noch, und es soll mir mein ganzes Leben ein Kleinod bleiben. Ich habe ihnen aber versprechen müssen, ihnen ein anderes Exemplar so bald wie möglich hinzuschicken, und habe Wort gehalten. Ich

bin ganz außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen.

Darauf nahm der Mann auf die beweglichste Weise Abschied, küßte Gellerten mit aller Gewalt die Hände, und der gute Gellert hätte sich beinahe überwunden ihn wieder zu küssen, wenn er seinen natürlichen Abscheu und Schrecken vor dem gewaltigen Schnauz- und Kinnbarte hätte überwinden können.

Eine andere Erinnerung brachte ihm im Frühjahr 1764 ein kleines Briefchen mit der nun wohlbekannten feinen und zierlichen Damenhand, welches in Begleitung eines kleinen Schächtelchens beinahe so wie im Anfange unserer Erzählung eines Morgens im Studierstübchen Gellerts einlief. Das Brieflein meldete Fräulein Bertha's glückliche Verlobung mit dem Herrn Rittmeister von K. . . . sowie den nahe bevorstehenden Hochzeitstag, und schloß mit einer dringenden Einladung, wo möglich doch als der liebste Gast nebst Frau von Bedwig, der Feier beizuwohnen. Er meldete ferner, daß der Verlobte auf Fräulein Bertha's Wunsch den getreuen Ochsensungen in seinen Dienst genommen, und die Absicht habe, ihn auf seinen Gütern zu einem tüchtigen Oekonom auszubilden. Das Schächtelchen aber enthielt wiederum eine ansehnliche Summe der bekannten goldenen Lebenspillen als Beitrag zu den Kosten der Hochzeitreise, und oben auf lag der Siegelring mit der Gemme, den die junge Dame bat als ein Andenken an die gemeinschaftlichen Kriegsabenteuer zu tragen, da sie desselben nun nicht mehr bedürfe, seit der Finger zum Träger eines andern Ringes bestimmt sei, und vielleicht bald gar zwei werde tragen müssen.

So endeten die tausend Ängste des auf das leidige Kriegstheater aus seiner Studirstube geschleuderten Professors mit einer Reihe kleiner, aber reichlich die ausgestandenen Schrecken ersetzender Freuden.

(Eingefandt.)

Meinen Mit-Synodalen zur Nachricht.

Die letzte Nummer des „Lutheraner“ brachte den Abdruck eines Briefes des Herrn Pastor Lochner an mich, datirt vom 4ten Juni vorigen Jahres. Herr Pastor Lochner wartete nicht mit der Veröffentlichung, bis ich den Brief beantwortet und mich verantwortet hatte. Wenn ihm die Zeit des Wartens zu lang wurde, hätte er bedenken sollen, daß ich eben so viele Jahre auf seine Antwort warten mußte, als er Monate auf die meininge. Ich wollte den ganzen Inhalt des Briefes gründlich und pünktlich beantworten; natürlich, so lange er noch Privateigenthum war. Nun aber hat er schon seinen Zweck erfüllt; er soll der Kirche den Beweis liefern, wie der „Missouri Bruder“ den „Wisconsin Bruder“ allerdings ermahnt habe, nicht cainitisch, sine ira et studio (ohne Zorn und Eifer); auch diese Veröffentlichung eines unbeantworteten Privatbriefes geschah mir in majorem Dei gloriam (zur größeren Ehre Gottes); der Schreiber ruft ja Gott dafür zum Zeugen an. Wie lange Jahre Herr Pastor Lochner allerdings trotz mehrfacher Aufforderung von mir, die Antwort schuldig geblieben sei, das berührt er wohlweislich nicht. Daß aber der Verfasser des Artikels im „Gemeinde-Blatt“ (von dessen Inhalt ich vor Empfang des Blattes nicht das Geringste wußte) von der Thatsache noch nichts erfahren hatte, daß die Antwort endlich im Juni vorigen Jahres erfolgt ist, das benützt Herr Pastor Lochner sehr fein, um mich zum Lügner, sich aber zum unschuldigen Verleumdeten zu machen. Sapienti sat!

Antworten und mich verantworten, werde ich nun nicht mehr, weder öffentlich noch heimlich. Wer mich kennt, wer die Missourier auch kennt, namentlich ihr Betragen gegen alle anderen Synoden, Gemeinden und Pastoren, der bedarf keines Commentares, und wer Beides nicht kennt, dem nutzen 10 Commentare nicht. Möge ein Jeder, der zu urtheilen Lust hat, thun, was er vor Gott verantworten kann. Jeder steht und fällt seinem Herrn.

W. Streißguth.

Es werden uns zuweilen, von da oder dort Blätter zurückgesendet, ohne daß die Paquete auch nur die geringste Notiz enthielten, oder ein Brief und instruirte, woher das Paquet kommt. Wir bitten, künftig uns in solchen Fällen Nachricht zu geben.

Herr N. A. Sch. in Lewiston, Minn. Die Blätter sind von hier jeder Zeit richtig in voller Anzahl abgeschickt worden. Die Schuld liegt nicht an uns, wenn Sie dieselben nicht erhielten.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt, Jahrg. 3, durch P. Ebert aus Manitowoc \$3, Fr Schorn, sen. 61c, P. Strobel 60c, P. Viefeld aus Columbus \$20, P. Sieder aus St. Paul \$24, L. Aug. Schmidt, Lewiston, Minn. \$1.20c, P. Dammann, Milwaukee \$5.30, P. Mittel aus LaCrosse \$6.90c, P. Mustanovski 60c, Wm Just aus Mankato, Minn. \$2.25, Joh Eggert 60c. Durch Wm Wagner aus Ridgeville \$12, P. Baarts aus Port Washington \$2.10, Matth. Schuhmacher, John S Berndt, Meister Brisk, Jak Deisinger, Christ Dittmar, Friedr Köser und Wih Knipp aus West Granville jeder 60c, P Kilian aus Greenfield jeder 60c, P. Kilian aus Greenfield \$10, A. B. Lück, Mayville 60c, P. Stärkel \$7.80, P. Ernst Behm, Blue Island, Ill. \$2.60, A Lambrecht, New Ulm, Minn. 60c, P. Aug Wolff, Belle Plaine, Minn. \$3.60, P. Snell aus New Mills \$15.60.

Mission: Durch P. Viefeld aus Columbus \$20 für Hermannsburg, P. Mittel, LaCrosse für Miss, unter d. Koles \$1.36.

Für Emigrantenmission: Durch P. Sieder, Dankopfer der Abendmahlsgäste und der Dreieinigkeitsgemeinde in St. Paul \$11. Für Samariterherberge: Durch P. Viefeld \$6.35, P. Mittel \$6.10.

G. Thiele.

Für's Seminar: \$27 durch Pastor Denninger vom Frauen-Missions-Verein der Peter und Pauls Gemeinde in Addison und Wayne.

Durch P. Reim aus Beaver Dam \$8.15c, aus der Gemeinde Eldorado \$2. G. Gamm.

Berichtigung.—Unter den Quittungen in Nr. 6 muß es an der betreffenden Stelle heißen: Durch P. Goldammer aus Jefferson: Reformations-Collekte \$28. Vom Frauen- und Jungfrauenverein \$14.

Beiträge an Naturalien

aus Pastor Hoffmann's drei Gemeinden.
John Säkel, 125 Pfund Fleisch, Chas Heublein, Fleisch und Seife, Kühlmann, Mehl und Seife, Gottl Quandt, Mehl, Aug Burkhard, Mehl, Fleisch, 6 Würste und Seife, Berndt, Mehl und Seife, Chs Päß, Mehl und Seife, Pet Päß, Mehl, Fleisch und Seife, Aug Meyer, Mehl, eine Gans und Seife, Sam Hüls, Mehl und Fleisch, Fr Schäfer, Mehl und Seife, Franz Derge, Mehl, Ferd. Derge, Mehl, Friedr. Derge, Mehl und Seife, Heinr. Klein, 5 St. Seife, Mrs. Buchmann, Fleisch und Seife, Lütke, Mehl, Fleisch und Seife, Geo. Rehm, Mehl, John Wegener, Mehl und Seife, Friedr. Christian, Mehl und Fleisch, John Benedez, Mehl, Fleisch und Seife, Rehlaff, Fleisch und Würste, F. Hilbrandt, Mehl, Fleisch und Seife, Alb. Wiscom, Mehl und Seife, Ch. Steinberg, Mehl und Fleisch, Carl Beilke, Mehl und Seife, John Sterr, Mehl, S. Zeller, Mehl und Fleisch, Hannemann, eine Wurst, S. Schreier, Mehl und Fleisch, Mr. Hilgendorf, Mehl, Lorenz Schild, (Katholik), Mehl und Fleisch, Heinr Schermann, Mehl, Fleisch und Seife, S. Eifert, Fleisch und Seife, John Scherger, 3 Würste und Fleisch, Mr. Schulz, etwas Kraut, Lottenberger, Fleisch und Seife, Friedr Wolff, Mehl und Fleisch, John Scuning, Mehl und Seife, Wahl, Mehl, Nic Unglaub, Mehl und Seife, Ed. Wagner, Kartoffeln, Höpner, Fleisch und Seife, Bergmann, Kartoffeln und Seife, Wm Hoffmann, Mehl und Kartoffeln, Buthan, Fleisch und Seife, Billing, Mehl und Fleisch, Götsch, Fleisch und Seife, Beck, Fleisch und Seife, Gebhard, Mehl und Seife, Halke, Mehl und Kartoffeln, Chr Sacker, Mehl und Kartoffeln, Chr Wall, Bohnen, Fick, Mehl, Bohnen und Fleisch, Bergmann sen, Bohnen, Fittow, Fleisch, Grothmann, Fleisch, Chr Fick, Mehl und Fleisch, Schub, Mehl, Frip Kühl, Mehl, Ernst Huck, Fleisch, Ch Schwan, Fleisch, Sell, Mehl und Fleisch, John Hüls, Mehl, Fleisch und Seife.